

ÖZLEM TOPÇU
RICHARD C. SCHNEIDER

WIE

HÄTTET

IHR

UNS

DENN

GERNE?

EIN BRIEFWECHSEL
ZUR DEUTSCHEN REALITÄT

DROEMER*

Özlem Topçu / Richard C. Schneider

**Wie hätten ihr uns denn
gerne?**

Ein Briefwechsel zur deutschen Realität

Über dieses Buch

Ein Jahr lang – von November 2020 bis November 2021 – schreiben sich Özlem Topçu und Richard C. Schneider Briefe: über ihr Leben in Deutschland, ihr Aufwachsen als Kinder von Migrant*innen, ihre eigenen Erfahrungen mit Rassismus und Antisemitismus. Sie tauschen sich über Halle, Hanau und die Folgen aus, über Judensterne auf Coronademos, aber auch darüber, was für sie Heimat bedeutet und ob zu Weihnachten ein Tannenbaum das Wohnzimmer schmücken soll.

Ihre scharfsinnigen Beobachtungen der aktuellen politischen Debatten in Deutschland, in Israel, der Türkei und den USA, aber auch ihre in den Augen anderer ungewöhnliche Freundschaft machen diesen Briefwechsel zu einer ebenso bezwingenden wie berührenden Gegenwartsdiagnose – in der Gewissheit, dass es eben doch hilft, miteinander zu reden.

Inhaltsübersicht

Widmung

Hamburg, 22. November 2020

München, 27. November 2020

Hamburg, 6. Dezember 2020

München, 8. Dezember 2020

Hamburg, 16. Dezember 2020

München, 23. Dezember 2020

Hamburg, 28. Dezember 2020

München, 4. Januar 2021

München, 5. Januar 2021

Hamburg, 27. Januar 2021

Tel Aviv, 30. Januar 2021

Hamburg, 5. Februar 2021

Tel Aviv, 12. Februar 2021

Hamburg, 17. Februar 2021

Tel Aviv, 22. Februar 2021

Hamburg, 24. Februar 2021

Tel Aviv, 27. Februar 2021

Hamburg, 3./4. März 2021

Tel Aviv, 11. März 2021

Hamburg, 15. März 2021

Tel Aviv, 17. März 2021

Tel Aviv, 31. März 2021

Hamburg, 12. April 2021

München, 27. April 2021

Hamburg, 29. April 2021

München, 1. Mai 2021

Hamburg, 10. Mai 2021

Hamburg, 18. Mai 2021

Leider immer noch: München, 22. Mai 2021

Hamburg, 24. Mai 2021

München, 2. Juni 2021

Hamburg, 14. Juni 2021

Berlin, 18. Juni 2021

Hamburg, 1. Juli 2021

Zürich, 3. Juli 2021

Istanbul, 12. Juli 2021

München, 26. Juli 2021

Ayvalık, 31. Juli 2021

Hamburg, 11. August 2021

Einer meiner Fluchtpunkte (siehe einen früheren Brief), 21. August 2021

Hamburg, 4. September 2021

Zürich, 7. September 2021

Hamburg, 18. September 2021

Istanbul, 26. September 2021

**Und schon wieder in einem Refugium,
30. September 2021**

Hamburg, 9. Oktober 2021

Tel Aviv, 15. Oktober 2021

Hamburg, 29. Oktober 2021

Unterwegs nach Tel Aviv, 11. November 2021

Allen »anderen«.

Özlem Topçu

Für Sabine H.

In Dankbarkeit für die letzten 30 Jahre.

Richard C. Schneider

Hamburg, 22. November 2020

Lieber Richard,

weil ich weiß, wie sehr Du es magst, wenn Nichtjuden oder Nichtisraelis ihre paar lausigen Brocken Hebräisch zum Besten geben und sich dann für den Rest des Tages richtig toll fühlen – sei begrüßt mit einem fröhlichen Shalom!

Richard, seit Tagen geht mir ein Satz nicht mehr aus dem Kopf. Ich sage ihn mir immer und immer wieder und erfreue mich an ihm: Es wird wohl eine Özlem sein, die uns den Arsch rettet. Klingt super, oder?

Tagelang dominierte eine Nachricht den Alltag: Das deutsche Wissenschaftler-Ehepaar Özlem Türeci und Uğur Şahin aus Mainz ist auf dem besten Wege, einen Impfstoff gegen das Coronavirus zu entwickeln. Ich gestehe: Ich gehöre zu denen, die sich nicht nur darüber gefreut haben, dass ein deutsches Forscher-Ehepaar womöglich einen aussichtsreichen Impfstoff entwickelt hat. Sondern auch darüber, dass diese beiden Wissenschaftler Özlem und Uğur heißen.

Und das macht mich auch irgendwie zum Wurm. Warum freue ich mich? Warum dieser peinliche, mich selbst

irritierende Stolz darauf, dass die beiden türkische Namen haben? Warum ist es so wichtig zu betonen, dass jene, die wahrscheinlich etwas Spektakuläres geschafft haben, Kinder von Zuwanderern sind? Der Mann überdies offensichtlich ein Arbeiterkind.

Dieser Stolz nervt mich, weil die bittere Antwort auf all diese Fragen lautet: Immer wenn Zuwanderer durch Erfolg auffallen, fühlen sich viele erst in ihrem Leben in Deutschland legitimiert. Dieser Legitimierungsdruck sitzt anscheinend bei sehr vielen tief. Als wollte man sagen: »Seht her, doch gut, dass wir hier sind, oder? Ja, das geht an euch da rechts außen! Jetzt müssen uns ›die Deutschen‹ doch lieb haben!« Als wäre das wichtig.

Die Rettung der Welt als ultimative Voraussetzung für ›erfolgreiche Integration‹ und Akzeptanz. Unterhalb des Nobelpreises für Medizin machen wir es nicht, oder? Dass dieser Stolz erst das rechte Narrativ vom ›unnützen‹ und nicht integrierbaren (Entschuldigung, aber in was eigentlich noch mal genau? Ich hab da mittlerweile ein wenig die Orientierung verloren ...) Migranten würdigt, muss ich wohl nicht weiter erwähnen.

So will jeder gerade ein Stück von Özlem und Uğur abhaben, scheint mir. Türkeistämmige freuen sich, dass Özlems und Uğurs Vorfahren aus der Türkei stammen, Progressive freuen sich, dass sie den Rechten den Erfolg von Zugewanderten ins Gesicht knallen können. Ich freue mich wenigstens nur still vor mich hin, schäme mich

meiner Freude aber auch pflichtschuldig. Andere machen ihre öffentlich. Ich wünschte, sie unterließen es. »Bushido, CapitalBra & Co können sich warm anziehen! Die neuen Helden vieler Jugendlicher mit Migrationsgeschichte sind ... Uğur Şahin & Özlem Türeci! Wissenschaft schlägt Rap! So viel Stolz war selten. #Vorbilder bewirken so viel. Lasst uns mehr über sie reden«, schrieb etwa die CDU-Politikerin Serap Güler auf Twitter. **1**

Aber was soll ich machen – ich bin immer noch stolz. Erzähl's nicht weiter.

Ich war heute zu einer Veranstaltung eingeladen, die hätte Dir gefallen: Die Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus hatte mich gebeten, bei ihrer Jahrestagung darüber zu sprechen, wie man eigentlich noch mit ›denen‹ sprechen kann – Rassisten, ›besorgte Bürger‹ und ähnlich denkende Menschen. Die Anfrage kam schon im Sommer, als wir uns alle die Coronapandemie weggewünscht hatten, ich zögerte keine Minute und sagte zu. Nicht, weil ich wüsste, wie man noch mit ›denen‹ sprechen kann. Sondern, weil die Tagung ursprünglich in Ostritz stattfinden sollte, einer kleinen Stadt am äußersten Rand der Oberlausitz. Sie wurde dann aber doch online abgehalten. Ostritz ist eine Stadt mit einem veritablen Neonaziproblem, aber auch einer Zivilgesellschaft, die sich dagegen wehrt. Die Organisatoren wollten anfangs bewusst

vor Ort sein, um die Demokraten zu stärken und zu ermutigen. Die Teilnehmer gehörten alle irgendwie zur Kirche, allesamt Praktiker, Pfarrer, Sozialarbeiter, Pädagogen. Der Wunsch an mich war zu erzählen, wo ich mit Anfeindungen in Berührung komme. Ich erzählte von meinen Lesern. Und den Leserbriefen, die ich hin und wieder erhalten habe.

»Widerlich, was dieses Mohammedanerweibchen sich da einbildet, man müsste mal mit ihrem Besitzer sprechen.«

»Diese Türkenrulla, die in ihrer Geschichte nichts vorzuweisen hat außer blutigen Eroberungskriegen, darf sich hier über deutsche Identität auskotzen!«

»Wir brauchen solche turk-islamischen U-Boote wie Özlem Topçu nicht!«

»Ohne grapschende Zuwanderer hättet ihr nie verstanden, wie zivilisiert deutsche Männer sind.«

»Der Tag der Abrechnung wird eine Nacht der langen Messer, auch für euch Türken. Nichts wird vergessen, Pardon wird nicht gewährt!«

Ich trug diese Sätze vor, blickte dann irgendwann auf den Computerbildschirm vor mir – und sah in lauter traurige,

bestürzte Gesichter. Es hatte ein bisschen was von Lorient, aber es hat mich sehr berührt. Da saßen Menschen, die in ihren Kommunen und Vierteln nach Lösungen suchen, nach einem Weg, wie sie mit Rassisten umgehen sollen, wie sie mit ihnen sprechen sollen. Darauf habe ich keine Antwort. Ich sagte dann, dass wir meines Erachtens immer einen gewissen Prozentsatz von Rassisten in der Gesellschaft wohl werden mit durchbringen müssen. Immer wenn etwas Schreckliches passiert, sagen alle betroffen, Rassismus habe keinen Platz in der Gesellschaft. Nun, ich würde sagen: aber sicher, Rassismus hat diesen Platz. Weil ihm dieser Platz gewährt wird. Ganz einfach.

Ich beklage das, aber so liegen die Dinge nun einmal. Es würde schon weiterhelfen, in routinierten Ansprachen nicht so zu tun, als sei es anders.

Natürlich bewegen sich diese Kirchenleute ja nicht außerhalb der realen Welt, sie haben diesen Bullshit schon mal gehört. Aber es scheint ein Unterschied zu sein, wenn eine von den Gemeinten diese Sätze vorträgt. Es war ja immerhin keine Morddrohung dabei, wie bei anderen Kolleginnen. Alle sahen mich an, und ich hatte das große Bedürfnis, sie in den Arm zu nehmen und zu trösten. Aber ich zog es dann vor, sie anzulächeln. Es hatte vielleicht einen ähnlichen Effekt.

Bekommst Du eigentlich auch manchmal so nette Leserpost?

München, 27. November 2020

Liebe Özlem,

über Deine Sätze am Ende Deines Briefes habe ich besonders gelacht. Dass Du das Bedürfnis hattest, Dein betroffenes Publikum zu trösten - das kenne ich so wahnsinnig gut. Jedes Mal, wenn ich Vorträge zum Antisemitismus halte und dann ähnlich wie Du erzähle oder vorlese, was mir in meinem Leben schon so passiert ist oder was Menschen mir schreiben, ist das deutsche Publikum immer total fertig. Inzwischen lache ich dann immer und sage etwas salopp, alles ist gut, die Welt ist in Ordnung, machen Sie sich keine Sorgen, Sie sind ja nicht gemeint, Sie sind sicher. Früher habe ich dann immer gedacht, wie dumm sind die Menschen eigentlich, wollen sie nicht wissen, was wirklich abgeht? Verdrängen sie? Heucheln sie? Inzwischen glaube ich wirklich, dass mein Publikum - und das sind ja meistens Menschen guten Willens, Deutsche, die sich für diese Themen interessieren, sonst würden sie ja nicht zu meinen Vorträgen kommen -, dass diese Menschen wirklich überrascht sind, weil sie sich mit Antisemitismus und Rassismus in ihrem Alltag wenn überhaupt nur sporadisch beschäftigen. Wobei da zu fragen

wäre, wieso sie es nicht tun, gerade in Deutschland mit seiner Vergangenheit. Wenn's um Israel geht, dann ist es anders, da hat man sehr schnell eine Meinung, ohne zu wissen, was sich vor Ort wirklich abspielt ... Inzwischen also glaube ich, dass sie sich keinerlei Vorstellung machen, womit wir uns mehr oder weniger tagtäglich herumschlagen müssen. Dass sie sich in anderen Lebenswelten bewegen als wir. Ich würde nicht so weit gehen, von Parallelwelten zu sprechen, aber irgendwie vielleicht schon? Ihre Wahrnehmung ist anders. Weil's so bequemer ist?

Ich bin in Deutschland immer ein bisschen auf der Hut. Nicht im normalen Alltag beim Einkaufen oder so, natürlich nicht. Sondern in Gesprächen mit Menschen, die ich nicht gut kenne, in beruflichen Situationen oder anderswo. Dann lauere ich quasi immer ein bisschen, ob irgendwann eine blöde Bemerkung kommt, wenn mein Gegenüber denn weiß, dass ich Jude bin. Leider kommt dann auch häufig irgendein Nebensatz, der merkwürdig anmutet oder auch wirklich schlimm ist. Und wenn's nicht kommt, bin ich immer wieder überrascht. Freudig überrascht.

Interessant finde ich allerdings Deine Reaktion auf die beiden Forscher, die möglicherweise mithelfen, die Menschheit vor Corona zu retten. Die Erfolgsstory ›der Türken‹ in Deutschland. Deine ganze Ambivalenz dazu. Das verstehe ich total. Als die ersten Artikel kamen, die sich

genau damit beschäftigten, fragte ich mich, wozu das sein muss. Dieses Hervorheben von Özlem und Uğur, also von so ›fremdländischen‹ Namen, aber ja, sie sind ›dennoch‹ Deutsche. Das ganze Gedöns halt. Mir ist schon klar, dass wir noch lange nicht an dem Punkt sind, wo Özlem oder auch Chaim als normale Namen in Deutschland angesehen werden. Kann ja auch nicht. In den Artikeln war nichts Doppeldeutiges, alles war völlig in Ordnung. Es ist halt einfach noch nicht ›normal‹, dass zwei Deutsche, deren Familien aus der Türkei kommen, tatsächlich Deutsche sind. Und auch noch Erfolg haben und nicht nur bei der Müllabfuhr arbeiten (so war das noch in meiner Kindheit). Ich denke auch, dass Du zu streng mit Deiner Reaktion auf diese Erfolgsstory bist. Du bist halt auch nur das kleine türkische Mädchen von Gastarbeitern, das sich hocharbeitet und sich ständig beweisen muss, dass sie mehr kann als nur Geschirr spülen. Stolz ist da schon angebracht.

Bei uns Juden ist das etwas anderes. Wir sind ja sowieso Genies. Das glauben zumindest mal alle jüdischen Mütter von ihren Söhnen, ja, hauptsächlich Söhnen. Wir haben den Genie-Anspruch zu erfüllen, nicht die Töchter ... Aber im Ernst, wir sind es gewohnt, dass wir Erfolg haben, überdurchschnittlichen Erfolg. Schau Dir nur mal die Liste der Nobelpreisträger an. Wir haben aber auch diesen im Grunde blödsinnigen Stolz in uns, wenn ›einer der

Unseren< gerade mal wieder einen Nobelpreis gewinnt oder sonst etwas Herausragendes tut, egal ob in der Wirtschaft, Wissenschaft, Politik oder Kultur, so wie Du jetzt bei den beiden Wissenschaftlern. Und wir machen uns schon auch einen Spaß, bei einem Hollywoodfilm im Abspann die jüdischen Namen zu zählen und dabei zu lachen. So wie im Augenblick die halbe jüdische Welt gerade Purzelbäume schlägt, weil im Team des President-elect Joe Biden überdurchschnittlich viele Juden dabei sind, allen voran der künftige Außenminister Antony Blinken. Den ich übrigens kennengelernt habe vor einem Jahr in Paris. Ich bin mit seiner Schwester befreundet, und so waren wir einige Tage unter einem Dach und frühstückten gemeinsam. Und redeten natürlich über die Nahost-Politik von Obama, unter dem er stellvertretender Außenminister war, und wir sprachen selbstverständlich auch über Donald Trump.

Und mir fiel auch bei ihm auf, was ich von allen amerikanischen Juden kenne, vor allem, wenn es um Israel geht. Sie sind in erster Linie Amerikaner. Punkt. Sie mögen Beziehungen und Familie in Israel haben, aber sie denken ausschließlich als Amerikaner. So auch Tony. So muss es wohl auch bei Juden in Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg gewesen sein. Zuerst als Deutsche denken. Als Kind von Shoah-Überlebenden kann ich das nicht. Ich habe nirgends auf der Welt das Gefühl, dass mir irgendein Staat >gehört<. Oder dass ich wirklich voll und ganz akzeptiert

werde. Ein jüdischer Außenminister in der Bundesrepublik Deutschland? Unvorstellbar. Aber, interessanterweise, gab es einmal einen kurzen Moment, da dachte man schon, dass Cem Özdemir deutscher Außenminister wird. Das wäre beinahe möglich gewesen, wenn Christian Lindner sich's nicht anders überlegt hätte. Aber ein jüdischer Politiker in einer wirklich hohen Position in Deutschland? No way. Deutschland ist einfach nicht die USA. Never.

Aber, wie gesagt, viele Juden sind dann auch immer ganz aus dem Häuschen bei solchen Anlässen. Heute Morgen schickte mir ein Freund einen Artikel aus dem *Jewish Journal*, Titel: »Who Are the Jews On Joe Biden's Cabinet?« Besondere Aufmerksamkeit erhält da auch Alejandro Mayorkas, der nicht nur als erster Latino das Ministerium für Homeland Security übernehmen soll, sondern tatsächlich auch noch Jude ist. Vater kubanischer Jude, Mutter rumänische Jüdin. Nur, wie gesagt, wir sind das gewöhnt. (Na ja, lass uns jetzt bitte nicht über Jared Kushner und die anderen ›Trump-Juden‹ sprechen. Wobei die auch Erfolgsfiguren sind, auch wenn ich deren politische Weltanschauung zum Kotzen finde.) Aber letztendlich ist es doch so, dass wir darauf geeicht und gedrillt sind, hervorragend sein zu *müssen*, um zu überleben.

Denn anders als Türken beispielsweise hatten wir 2000 Jahre keine eigene Heimat. Wir waren immer und überall

nur geduldet. Wir hatten keinen Besitz, kein Land, nichts. Wir mussten uns also auf unseren Kopf verlassen und wussten, dass wir immer besser sein mussten als alle anderen, um überhaupt eine Chance zu haben zu überleben. Was dann dazu führte, dass man uns umso mehr hasste.

Vor vielen Jahren traf ich einmal einen russischen Juden in Israel, der zur Refusenik-Gruppe gehörte. Das waren sowjetische Juden, die unbedingt nach Israel auswandern wollten, dafür aber in den Gulag kamen oder sonst wie drangsaliert wurden. Bis man sie irgendwann doch gehen ließ. Der wohl berühmteste Refusenik ist Anatoly Sharansky, der sich dann in Israel Natan nannte. Ich erinnere mich noch an die Bilder von der Glienicker Brücke in Berlin 1986, wo er in die Freiheit entlassen und dem damaligen US-Botschafter in der Bundesrepublik übergeben wurde.

Also jener Refusenik, ein Literaturprofessor, erklärte mir das Prinzip auf simple Weise. Wenn du als Jude in der UdSSR an die Uni wolltest, musstest du ein Abitur mit einem Notendurchschnitt von 1,0 machen. Anderen, also Nichtjuden, reichte 2,0. So ging es dann in der Uni weiter. Bei jeder Zwischenprüfung mussten Juden stets bessere Noten haben, um weiterzukommen, als andere. Die Folge: An den Unis gab es dann plötzlich überdurchschnittlich viele Juden, die Professuren hatten. Schlicht, weil sie von

Kindheit an gezwungen waren, besser zu sein als die anderen, um überhaupt eine Chance zu bekommen.

Für mich persönlich gilt das auch ein bisschen. Abgesehen davon, dass meine Eltern Holocaustüberlebende sind, waren sie in Deutschland ja auch noch Immigranten, so wie Deine Eltern. Die Sprache bei uns zu Hause war Ungarisch, nicht Deutsch. Und sie kamen mit nichts und mussten sich erst hocharbeiten. Und natürlich wurde ich stets angetrieben, besser zu sein als die Deutschen, denn als Jude hätte ich sonst keine Chance in der deutschen Gesellschaft. Als ich 2006 offiziell Studioleiter und Chefkorrespondent der ARD im Studio Tel Aviv wurde, schaute mich meine damals 80-jährige Mutter – mein Vater war schon lange tot – ungläubig an und sagte dann: »Mich haben die Deutschen noch vor ein paar Jahrzehnten umbringen wollen. Und nun schicken sie meinen Sohn als Vertreter ihres Fernsehens nach Israel. Unfassbar!« Ich glaube, das war für sie ein Moment der absoluten Genugtuung. Ein Gefühl, dass alles, was sie durchmachen musste, nicht umsonst gewesen war.

Happy day – und nein, ich schicke Dir jetzt kein Salam zurück! Höchstens 'ne Salami.

Richard

Hamburg, 6. Dezember 2020

Lieber Richard,

ich wäre sehr froh, wenn Du mir als Vegetarierin und Teilzeit-Veganerin keine Salami schickst. Und jetzt fang nicht an wie die türkische Verwandtschaft: »Das ist doch kein Fleisch, Mädchen, das ist doch nur eine Salami!« Als jemand, der seit Jahren im Nahen Osten lebt, weißt Du sicher, wovon ich rede. »Schwester, das ist kein Fleisch, das ist Köfte! Wie kann man so etwas nur nicht essen wollen?«

Deine Verabschiedung mit der Salami erinnert mich an eine Begebenheit in Diyarbakır von vor einigen Jahren. Die Kämpfe zwischen den türkischen Sicherheitskräften und der PKK waren wieder entflammt. Ich war vor Ort, um über die Situation zu berichten, und traf auf eine Gruppe von Fernsehkollegen. Ich hingte mich an sie dran, weil sie ein Auto hatten, so konnte ich besser das Umland der Stadt erkunden. Nach einem langen Tag fanden wir uns in der Altstadt in einem Restaurant ein, alle in der Gruppe (ich war die einzige Frau) bestellten – natürlich, wie sollte es anders sein – Fleisch in rauen Mengen. »Sonst wird man ja nicht satt«, ist auch so ein Satz, den du als Vegetarierin

dort hörst. Ich fragte den Kellner, was er denn sonst noch so auf der Karte hätte. Also außer Fleisch. »Abla, wenn du kein Fleisch möchtest, ich kann sicher irgendwo ein Hühnchen auftreiben!« - »Nein, ich esse ja kein Fleisch. Hühnchen ist ja auch Fleisch.« Ich blickte in ein verunsichertes Gesicht. Pause. Verzweifelter Blick zu den Kollegen. Jemand hatte die rettende Idee und rief: »Auberginen! Ich habe da vorne Auberginen gesehen, mach der Abla doch ein paar Auberginen auf dem Grill zurecht!«

Richard, das waren die besten Auberginen, die ich je in meinem Leben gegessen habe. Dazu bekam ich meinen eigenen Teller mit Brot - damit ich auch wirklich satt werde. Als wir mit dem Essen fertig waren, schaute mich der Kellner so merkwürdig mitleidig an. Er räumte meinen Teller weg und fragte, ob er mir nicht vielleicht noch irgendwas bringen könnte. Ich bedankte mich mit der Hand Richtung Herz, lobte ihn für die köstlichen Auberginen, aber ich fürchte, er hat mir nicht geglaubt. Am Ende hat er nichts für das Gemüse berechnet. Ein Kollege aus der Gruppe macht sich noch heute darüber lustig, wenn wir uns sehen: »Der hat deine Auberginen als Essen gar nicht ernst genommen!«

Wenn mich einer fragt, warum ich diese Weltgegend trotz der ganzen Scheiße, die dort passiert, so mag, sind es Geschichten wie diese.

Die Sache mit dem Fleiß scheint ja ein regelrechter Fetisch zu sein. Bin ich froh, dass von uns Türken niemand irgendwas Vernünftiges erwartet – außer von nun an Impfstoffe vielleicht. Sich den Rücken im eigenen Gemüseladen oder am Band bei VW, BMW oder Daimler krumm zu arbeiten, zählt ja nicht. Oder in der Amtsstube, in der Kita, im Einzelhandel, an der Kasse. Oder in Restaurantküchen, Druckereien, Praxen. Umso größer ist dann das Erstaunen, wenn doch mal was kommt – und dann gleich, wie bei Özlem Türeci und Uğur Şahin, die Rettung der Welt. Wahnsinn. Ihr Juden seid Genies, wir Türken sind Tölpel. Nun, wir haben auch unseren Beitrag geleistet, um dieses Image zu bekommen, das gehört ja auch zur Wahrheit. Und Deutschland hat sich lange mächtig Mühe gegeben, nur bestimmte Erfolge und Leistungen zu sehen. Und zu würdigen.

Aber genug rumgeheult, was ich so bemerkenswert finde, ist, dass anscheinend Deine Eltern und meine Eltern, zwischen denen ja ebenso wie zwischen Dir und mir eine Generation liegt (verzeih, wenn ich das an dieser Stelle so uncharmant feststelle), ihre Kinder auf ähnliche Weise angetrieben haben. Gut, Deine Eltern haben auch noch einen Völkermord auf dem Buckel (meine Eltern in gewisser Weise auch, als Nachfahren von Tätern allerdings. Wir haben als Osmanen Armenier ermordet und vertrieben, aber das verdrängen wir noch ein paar Jahrzehnte, musst Du wissen) und, wie Du schon sagst, eine 2000 Jahre lange

Vertreibung und Verächtlichmachung, die immer noch anhält. »Du musst besser sein als die deutschen Kinder! Du musst mehr lernen! Braver sein als sie! Mach uns ja keine Schande, sonst schicken wir dich zurück in die Türkei!«, hieß es in unserer Kindheit und Jugend oft. Diese letzte Drohung war im Nachhinein die seltsamste. Zurück ging eigentlich nicht, denn ich zumindest, als Einzige in meiner Familie, war in Deutschland geboren und erst nach der Geburt hingbracht worden, zur Großmutter, damit meine Mutter in Almanya am Band stehen konnte. Von wegen zurück.

Bei diesem Antrieb auf Speed ging es natürlich darum, eine Chance in Deutschland zu haben, und das bei schlechteren Startbedingungen, die wir als türkische Einwandererkinder nun mal hatten. Instinktiv haben unsere Eltern das natürlich gewusst, dafür muss man nicht studiert haben. Mit der Frage, ob diese Erziehungsmethode pädagogisch sinnvoll ist, konnten oder wollten sie sich nicht beschäftigen. Aber es ging auch noch um etwas anderes: um Scham. Meine Eltern und viele aus ihrer Generation hätten und haben sich einfach sehr dafür geschämt, wenn ihre Kinder in Deutschland versagten, einen falschen Weg einschlugen und keine, sagen wir, Ärzte oder Anwälte wurden.

Es gab vollkommen übersteigerte Erwartungen – dieses zum Teil absurde Leistungsethos ist eine der weniger erzählten Geschichten der türkischen Einwanderung. Als

wäre man nur dann ein vollwertiger Bürger, wenn man diese hoch angesehenen Berufe vorweisen kann, wie die Helden aus der türkischen Vorabendserie. Oder eben, wenn man wenigstens die Welt mit einem Impfstoff rettet. Aber wenn von uns mal jemand etwas Herausragendes schafft (kommt ja selten genug vor), ist es oft so, dass er gesellschaftlich geschasst wird, sobald er sich politisch äußert. Oder wenn es nun einmal seine Aufgabe ist, sich politisch zu äußern. Denk an Orhan Pamuk, den ersten türkischen Nobelpreisträger. Noch wenige Monate vorher versuchte man, ihm in seiner Heimat den Prozess zu machen, und zwar aufgrund eines Paragraphen im türkischen Strafgesetzbuch, der die ›Herabsetzung‹ der türkischen Nation, von Staat und Republik, entsprechender Institutionen und Organe unter Strafe stellt. Also alles, wofür man im Westen als Künstler Preise bekommt.

Lieber Richard, ich mag Dich sehr, aber wenn Du mich noch einmal »das kleine türkische Mädchen von Gastarbeitern« nennst, dann setzt es was. Ich kann dann nicht mehr dafür garantieren, dass das Ghetto in diesem Mädchen bleibt und sich nicht Bahn nach außen bricht. Sag nachher nicht, dass ich Dich nicht gewarnt hätte, das könnte nämlich hässlich werden!!

Was ich Dich schon die ganze Zeit mal fragen wollte: Warum eigentlich schreibst Du Deinen jüdischen Namen nicht aus? Da ist immer dieses »C.«, als wolltest Du etwas verstecken. Oder die Leute nicht damit überfordern – was

ich mir bei Dir eigentlich nicht vorstellen kann. Worum geht es dabei?

München, 8. Dezember 2020

Ja wirklich, Özlem?

Kannst Du nicht garantieren, dass das ›Ghetto‹ in Dir bleibt, wenn ich Dich »das kleine türkische Mädchen von Gastarbeitern« nenne? Das finde ich total spannend, da muss ich wohl in ein Fettnäpfchen getreten sein, von dem ich nichts ahnte. Denn was ist an dieser Bezeichnung – in dem Kontext, in dem sie stand – so schlimm? Ich bin auch nur ein kleiner Judenjunge eines Schmatteshändlers. Du weißt wahrscheinlich nicht, was »Schmattes« bedeutet. Es ist das jiddische Wort für »Klamotten«. Allerdings etwas abwertend. In Wien würde man sagen: »Fetzenhändler«. What's wrong with that? Gastarbeiter, Schmatteshändler – das ist doch genau unsere Geschichte: Einwanderer, sozial erst mal eher schwach, zweite Generation muss sich nach oben durchkämpfen. Die Erfolgsstory, nein? Also das musst Du mir erklären, das interessiert mich ernsthaft, was Dich daran gestört hat.

Aber noch mehr würde es mich interessieren, wie das denn wäre, wenn das ›Ghetto‹ bei Dir an die Oberfläche käme. Kann mir schon vorstellen, was Du damit möglicherweise meinst: eine gewisse Aggressivität in

Körperhaltung, Sprache, Ausdruck. Ja? Ist es das? Und warum lässt Du es nicht raus? Wegtrainiert? Unterdrückt? Angst, es herauszulassen? Angst, anzuecken? Schlecht für Karriere und soziale Beziehungen? Also sich immer ein wenig verstecken, nie sein, wie man wirklich ist, weil man das nicht so kann, denn es würde einem schaden? Oder man befürchtet, dass es einem schaden könnte? Also immer mit einem ›zweiten Gesicht‹ herumlaufen, dem ›deutschen‹ Gesicht, weil das wahre niemandem zumutbar ist?

Wenn's das wäre, dann kenne ich das auch. Ich habe auch diese Mimikry, um in Deutschland durchzukommen. Und was ich auch kenne: Wut. Tiefe, unterdrückte Wut. So eine Grundwut. Wie zum Beispiel, wenn Thea Dorn tatsächlich die Chuzpe hat, diese ›Kabarettistin‹ Lisa Eckhart ins *Literarische Quartett* einzuladen. Diese Frau, die in ihrem Job so elendig schlecht ist, dass ihre angebliche Enttarnung antisemitischer Sprüche als reine antisemitische Sprüche überkommen, weil sie schlicht nicht in der Lage scheint, sie zu brechen, wie sich das in der Satire eigentlich gehört. Oder sie nicht brechen will? In der Häufigkeit, in der sie über Juden herzieht, ist mir eh klar, dass das kein ›Spiel mit Antisemitismus‹ ist. Punkt. Da können die deutschen Intellektuellen, die sich da super echauffieren, mir den Buckel runterrutschen. Ich brauche keinen nichtjüdischen Deutschen, der mir erklärt, was antisemitisch ist und was nicht. Vielen Dank. Maxim Biller hatte in seinem wütenden Artikel zu dieser Einladung in

der *SZ* völlig recht. Da wird das Andenken eines Holocaustüberlebenden geschändet. Natürlich ist Marcel Reich-Ranicki gemeint. Und die Einladung kommt von Thea Dorn, einer Autorin, die ihren Kunstnamen von Theodor W. Adorno ableitet. Noch ein Jude, auch wenn er nicht als Jude erzogen wurde. Manno, das ist so irre gaga, und diese Selbstgerechtigkeit, mit der das inszeniert wird, diese »Wir-sind-so-superfrei-und-offen-und-lassen-uns-nichts-verbieten-wir-haben-doch-aus-der-Geschichte-gelernt-und-die-Juden-sind-bitte-die-Letzten-die-uns-zu-sagen-haben-wie-wir-uns-zu-verhalten-haben«-Haltung. Da kocht in mir unbändige Wut hoch. Die ich auch unterdrücke. Oder, wenn ich nicht mehr kann, dann schreibe ich sie mir aus der Seele. Und veröffentliche sie. Dann gibt's kurze Aufregung und dann war's das wieder. Es bringt eh nichts, aber man hat seinen Dampf abgelassen.

Darüber denke ich schon länger nach: über die Vergeblichkeit des Schreibens. Was das Schreiben noch bewirken kann. Gerade beim Thema Antisemitismus, das mich ja ein Leben lang in Deutschland begleitet, merke ich, wie alles, was man geschrieben, gefilmt, gesagt, getan hat, einfach so verpufft. Dass heute dieselben Schlachten geschlagen werden müssen wie vor 20 oder 40 Jahren. Nichts hat sich geändert. Gar nichts. Manchmal frage ich mich, wozu das eigentlich gut sein soll. Dieses Anschreiben gegen den Judenhass. Ich bin da zutiefst ambivalent. Einerseits ist es fast wie ein Zwang, darüber und dagegen

zu schreiben. Andererseits, ganz ehrlich, langweilt es mich auch immer häufiger. Einer der Gründe, warum ich derzeit in Tel Aviv lebe, ist genau das: Ich muss mich dort nicht mit diesen Befindlichkeiten beschäftigen. Dort regen mich ganz andere Dinge auf, und das auch nicht wenig, klar. Aber dort habe ich keine Mimikry nötig, dort muss ich mich nicht ständig fragen, wie antisemitisch mein Gegenüber eigentlich ist. Und der Hass eines Palästinensers auf Israelis ist etwas vollkommen anderes als der Hass gegen Juden in Deutschland, in Europa.

Aber egal, es geht gerade nicht um Israel. Es geht um Deutschland. Irgendwie geht es immer um Deutschland, auch wenn ich weit weg bin. Und ich frage mich, was Schreiben eigentlich noch bewirken kann in dieser Welt, in dieser Zeit. Manchmal möchte ich so wahnsinnig gern verstummen. Stift aus der Hand legen, Computer aus, Texte weg. Nichts. Stille. Oder: Literatur schreiben (kein Talent, leider). Aber ich konterkariere mich ja gerade, indem ich schreibend darüber nachdenke, dass ich schreibe, dass ich nicht mehr schreiben will ... Sehr konsequent, nicht wahr?

Also, wo ist Deine Wut? Wo lässt Du sie raus? Muss ja irgendwo sein. Ab wann hast Du das Ghetto ins Innere verlegt? Ich habe mein Ghetto erst wirklich in Israel ablegen können. Auch wenn in Israel politisch ziemlich viel schief läuft und das Land eine leider sehr beängstigende Entwicklung durchmacht - der Populismus lässt grüßen -,

so habe ich dort etwas erhalten, was ich als Jude in Deutschland nicht hatte. Die Selbstverständlichkeit, die Normalität des Judeseins. Und damit verbunden noch etwas anderes: Zur Mehrheit zu gehören. Mich nicht rechtfertigen zu müssen dafür, wer ich bin. Keine Rechenschaft, keine Erklärung, kein Minderwertigkeitsgefühl. Das nehme ich inzwischen mit, egal, wo ich bin. Ich trete innerlich anders auf in Deutschland als früher. Unabhängiger auch. Innerlich unabhängiger. Ich muss mich nicht mehr spiegeln im nichtjüdischen Deutschen. Ich warte nicht mehr auf Anerkennung, nicht mehr darauf, endlich akzeptiert zu werden.

Aber dennoch bin ich zwiegespalten, wenn ich mich frage, ob ich noch schreiben soll gegen den Hass, die Ignoranz, die Überheblichkeit, gegen die Überheblichkeit vor allem. Und doch weiß ich, dass ich es nicht lassen kann, lassen werde. Denn wenn diese Sehnsucht, die ›Welt zu verbessern‹, nicht mehr gegeben ist, dann kann man doch aufhören, nein? So wie ich gestrickt bin, kann ich (noch?) nicht verstummen. Vielleicht schaffe ich es ja eines Tages, vielleicht akzeptiere ich eines Tages, dass die Welt halt antisemitisch und rassistisch ist. Und das meine ich nicht resignativ oder fatalistisch. Das ginge gar nicht. Sondern irgendwie so ›buddhamäßig‹. So ein bisschen: »Ja mei, so san die Menschen, da kemma nix machen«, dieses nette